

Der Schatz der Inkas

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gesundheitsnachrichten / A. Vogel**

Band (Jahr): **24 (1967)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-552230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschäfts- noch Gesellschaftsleben haben ein Anrecht, an erster Stelle zu stehen. Wenn schon Kinder da sind, dann sollte man sie auch als Segen empfinden und sich so einsetzen, dass man ihnen seinerseits zum schützenden Segen wird. Nicht

Verwöhnung und Überschwenglichkeit verschaffen die erspriessliche Wärme, sondern die natürliche, elterliche Begabung, die auch ein einfaches Heim mit unschätzbaren geistigen Werten zu füllen und zu bereichern vermag.

Der Schatz der Inkas

Auf keinem Kontinent der Erde habe ich den verborgenen Hass und die stille Abneigung der Eingeborenen gegenüber dem Fremden, dem sogenannten Gringo, so kultiviert vorgefunden wie bei den Inkas. Nur heimlich ballt sich die Faust, ohne dass der Befeindete etwas davon merkt. Im Gegenteil, ihm gegenüber ist der Inka freundlich, in Notfällen sogar hilfreich. Aber Fremde bleiben die Gringos für ihn gleichwohl, und er will sich ihnen nicht erschliessen. Das einstige jähe Eindringen der Weissen und das unbegründete, brutale Zertreten des Volkes mit seinen Fürsten führte zu solch einem krassen Abschluss der geordneten Verhältnisse, dass bodenständige Inkas heute noch die Hoffnung hegen, über kurz oder lang müsse die Fortsetzung der früheren Lebensverhältnisse wieder in Erscheinung treten. Sie erwarten deshalb, dass der Fürst, der grosse Inka, wie ein Messias erscheine, um sein Volk von jeglichem Joch zu lösen und es in die frühere Freiheit und die geschlossene Einheit zurückzuführen. Diese Hoffnung ist im Herzen des Inkavolkes stark verwurzelt und wird durch ein sich jährlich wiederholendes Fest immer wieder neu gefestigt. Die ganze Auflehnung gegenüber der erlittenen Unterdrückung kommt während dieses Festes durch eine bildliche Darstellung lebhaft zum Ausdruck. Es handelt sich dabei um den Kampf eines Kondors gegen einen Stier, wobei der Kondor den sieghaften Inkafürsten versinnbildlicht, während der Stier den Spanier darstellt. Zu diesem Zweck fangen die Inkas einen starken Kondor ein und befestigen ihn auf dem angebundenen Stier so gut, dass er nicht wegfliegen kann. Unwillig hackt daher der seiner Freiheit beraubte Riesen-

geier auf den Stier los, bis dieser schliesslich tot zusammensinkt. Der befreite Kondor schwingt sich nun wieder in die Lüfte hinauf, und der tote Stier wird weggeschafft. So sollen die Unterdrücker enden, während der Fürst sein Volk befreit! Dann wird es an der Zeit sein, den Inkaschatz, der irgendwo versteckt liegt, zu heben. Nach ihm haben die Gringos oft emsig gesucht, aber keiner von ihnen wird etwas Näheres über ihn erfahren.

Ein zweiter Inkaschatz

Ausser dem Gold, nach dem die Forscher suchen mögen, besitzen die Inkas jedoch noch einen anderen Schatz. Nach diesem hielt ich zweimal Ausschau, und zwar sowohl in den Hochtälern der Anden wie auch in den feuchtheissen Urwäldern des Amazonasbeckens. Für uns, die wir andere Verhältnisse gewohnt sind, ist es nicht immer leicht, die dünne Luft des peruanischen Berglandes mit seiner starken Strahlung ohne Mühe zu ertragen. Oft dauert es einige Zeit, bis sich der Körper so angepasst hat, dass er die Schwierigkeiten überwinden und sich wohlfühlen kann. In den Bergen ist ein Kleinflugzeug äusserst nützlich. Auch ein gutes Auto, vor allem ein Geländewagen mit Vierradantrieb, ist günstig, um rascher voranzukommen. Wenn aber diese Hilfsmittel fehlen, dann muss man über starke Beine, ein gutes Herz und ebenso gute Lungen verfügen. Dies sind die natürlichen Werkzeuge, die den Inkas helfen, weite Strecken geduldig zurückzulegen, um an ihre fernliegenden Ziele gelangen zu können. Anders verhält es sich in den tiefliegenden Gebieten des Urwaldes. Dort muss man mit einer Treibhaushitze und grosser Feuchtigkeit rechnen, mit Moskitos, gif-

tigen Ameisen, Blutegeln, Zäcken, Spinnen und Schlangen. Nie weiss man, ob man sich der gefürchteten Malaria preisgibt, weshalb man stets gewappnet sein muss, um den Kampf mit ihr aufzunehmen. Dies alles sollte man gut bedenken, wenn man genötigt ist, in solchen Gegenden herumzustreifen, denn dies ist weniger schön und angenehm als anstrengend und gefahrvoll, weshalb schon mancher Abenteurer seine unvorsichtige Neugierde mit dem Leben bezahlen musste. Selbst wer mit gesunder Natur ausgestattet ist, muss gut bewandert sein und sollte sich stets mit entsprechenden Medikamenten ausrüsten. Immer sollte er sich eine gute Begleitung verschaffen, denn dies gehört zu den wichtigsten Notwendigkeiten. Er muss nach ehrlichen Indianern Umschau halten, denen die Verhältnisse vertraut sind, denn sie müssen die erste Verbindung mit den Eingeborenen herstellen können, müssen wissen, wo für die Nacht Schlafgelegenheiten zu finden sind, ebenso müssen sie jeweils für die notwendige Nahrung besorgt sein. Dies erfordert gewisse Sprachkenntnisse. Vor allem wird Quetchua günstig sein, da es eine der Grundsprachen ist, die viele kennen. Da im Urwald das Wasser die einzige Verkehrsstrasse ist, bietet ein Einbaum, der womöglich sogar mit einem Hilfsmotor sowie mit genügend Benzin vorrat ausgestattet ist, die Möglichkeit, Tausende von Kilometern im ganzen Amazonasgebiet kennenzulernen.

Der Schatz, den ich also im Bergland wie in den Urwaldgebieten ausfindig machen wollte, ist die Inkamedizin, die einst diesem kulturell gutstehenden Volke nicht nur Heilung von Krankheiten, sondern auch Widerstandskraft und Zähigkeit beschaffte. Aber auch diesen Schatz wollen die Eingeborenen dem Gringo nicht verraten, viel lieber geben sie ihn der Vergessenheit preis, doch das wäre bestimmt schade. Den alten Inkas dienten einst viele Heilpflanzen. Wie anderorts übernahm ein Geschlecht nach dem anderen die gesammelten Erfahrungen, und die sich daraus ergebenden Kenntnisse mehrten

sich die Jahrhunderte hindurch. Darum wäre es schade, wenn sie durch eine verkehrte Einstellung verlorengehen müssten. Ganz unauffällig dringen neue Ansichten ein, denn die verschiedenen Erleichterungen, die unsere Zeit bietet, sind von verlockender Wirkung. Kaum wahrnehmbar verschwindet das Vertrauen in die Zuverlässigkeit des Alten, wenn schon die alten Inkas, wie alle naturverbundenen Völker in der Kräuterheilkunde gut bewandert waren. Aber rasch gerät das, was man nicht mehr wertschätzt in Vergessenheit. Heilpflanzen, die man zu verachten beginnt, weil man glaubt, wertvollere Hilfe gefunden zu haben, werden dem Unkraut zugesellt, wodurch sie die Möglichkeit verlieren, weiterhin zum Wohle der Kranken tätig sein zu können. Der erste Schatz der Inkas ist kaum zu heben, während der zweite immer noch ungeschmälert zu unserer Hilfe bereitsteht, denn was die Pflanzen früher konnten, können sie auch heute noch, man muss sie nur kennen und mit ihren Anwendungsmöglichkeiten vertraut sein. Aber gerade da hapert es, denn die Eingeborenen wollen mit ihrem Wissen nicht herausrücken. Darum sind persönliche Beziehungen, die auf freundschaftlicher Grundlage beruhen, nötig, um abgeschlossenes Vertrauen zu schaffen. Hilfeleistung gegen Hilfeleistung. Auch wir besitzen erfolgreiche Hilfsmittel, wo andere versagen, und können sie als Gegenwert einsetzen.

Viele misstrauen zwar dem Heilverfahren von Naturvölkern, weil sie mit religiösen Ansichten verquickt und dementsprechend einem gewissen Dämonismus unterstellt sein können. Zwar selbst bei uns in Europa kann es immer noch vorkommen, dass pflanzliches Wissensgut mit dem Aberglauben Hand in Hand geht. Besonders in abgeschlossenen Bergtälern mag dies immer noch der Fall sein. Leider kann ein solches Zusammenspiel zwar einen gewissen Schatten auf die Pflanzenheilkunde werfen, als hätten wir es bei ihr nicht mit einem reinen Wissensgut, sondern mit mystischen Fabeln zu tun.

Da die Pflanzen jedoch nicht unter diesem Gesichtspunkt geschaffen worden sind, ist auch ihre Wirksamkeit frei von jeglichem Zauber dieser Art. Nur der rückständige Mensch neigt zum Aberglauben. Je weniger die Pflanzenheilkunde mit falschen Ansichten durchtränkt ist, um so mehr gewinnt sie. Leider gibt es auch bei uns noch viele Menschen, die mystischen oder metaphysischen Einflüssen erliegen. Die Pflanzentherapie, die sich wissenschaftlich prüfen und kontrollieren lässt, ist jedoch frei davon. Sie kann daher auf der ganzen Erde der kranken Menschheit beste Dienste leisten. Mögen auch die einzelnen Pflanzenarten je nach ihrem Standort verschieden sein, wichtig ist nur, dass man ihre Hilfeleistung zu ermitteln und anzuwenden versteht. Fremdländische Pflanzen können in ihrer Wirksamkeit den unsern nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen sein, was indes begreiflich ist, wenn man bedenkt, dass in tropischen Gegenden die Gesundheit oft grösseren Gefahren ausgesetzt ist als in unseren gemässigten Zonen. In Lima benützte ich die Gelegenheit, um mit Ärzten und Professoren der Universität über den Wert der Kräuterheilkunde zu sprechen. Mit viel Verständnis stimmten sie meinen Ansichten zu. «Einen Mann, der, wie Sie, die Sache tatkräftig in die Hand nehmen könnte, sollten wir haben», war ihre Feststellung, aber einen solchen zu finden, ist nicht so leicht, denn er müsste frei und unabhängig der Inkamedizin auf die Spur gehen können. In jüngeren Jahren hätte mich ein solches Angebot gereizt. Es wird viel Sinn, fachmännische Geschicklichkeit und vor allem auch Talent dazu nötig sein. Immerhin wäre es angebracht, der Inkamedizin die notwendige Aufmerksamkeit entgegenbringen zu können. So, wie in Europa viele Vertreter der Ganzheitsmedizin in den letzten Jahren vor allem in der Phytotherapie gute Forschungsarbeit geleistet haben, so sollte dies auch der Heilkunde und Pflanzenmedizin der Inkas zuteil werden können. Noch immer sammelt und bereinigt man europäisches Wissensgut, indem

man es mit neuen Gesichtspunkten ausstattet, um es jenen Kranken, die natürlich behandelt werden wollen, in bester Form zugänglich zu machen. Nicht weniger wertvoll mag auch die Inkamedizin sein, weshalb auch sie vermehrte Aufmerksamkeit verdient. In erster Linie sollten die Pflanzen jeweils jedoch an Ort und Stelle dienlich sein und nutzbringende Verwertung geniessen.

Heilmethoden und Heilkräuter

Die Bergindianer wenden grundverschiedene Heilmethoden und Kräuter an, als dies im Urwaldgebiet der Fall ist. Dies ergibt sich von selbst, weil die Pflanzen, die in der Höhe wachsen, anderer Natur sind als jene, die im feuchtheissen Tiefland gedeihen. Auch die Krankheiten sind klimabedingt und sind da und dort anderer Art. Bis jetzt habe ich mancherlei Pflanzen mit ihren Heilwirkungen kennengelernt.

Als wir den Spuren vergangener Inkakulturen folgten, begegneten wir einem Hirten, der uns ein Pflanzenbüschel, das sehr balsamisch roch, entgegenhielt. Der Name des Krautes lautet *Planta Muña*. Es soll sich dabei um eine Wunderpflanze handeln, weshalb man sie auch von jeher sehr verehrte. Bei den alten Inkas diente das Kraut, um vor allem Kartoffeln bis zu 3 Jahren haltbar zu machen. Man wendet es natürlich auch als Mittel zum Heilen verschiedener Leiden an, so bei Kopfweg wie auch bei verstimmttem oder vergiftetem Magen. Nach meiner Auffassung hilft es bei Vergiftungen und Infektionen, die vor allem mit Bakterien zu tun haben. Aus direkter Quelle erfuhr ich hier erstmals, womit die alten Inkas in der Hauptsache ihre Toten konserviert haben, was mich lebhaft interessierte, denn in peruanischen Museen konnte ich beobachten, dass ihre Mumien bis heute der Verwesung standzuhalten vermochten. Auch unser Führer konnte mir mit Bestimmtheit versichern, dass *Planta Muña* beim Einbalsamieren als Hauptmittel gebraucht worden sei.

Bei einer anderen Gelegenheit lernte ich

auch die Frucht einer Schlingpflanze, die wie eine mittlere Gurke aussieht, kennen und erfuhr dabei, dass sie bei Zuckerkrankheit eine zuverlässige Hilfe sei. Einer meiner Freunde, der längere Zeit als Missionar im Lande tätig war, wurde so schwer zuckerkrank, dass er seine Arbeit nicht mehr verrichten konnte. Er wäre nun verurteilt gewesen, zeit seines Lebens mit der Insulinspritze umzugehen, wenn ihm nicht ein Eingeborener, der mit ihm befreundet war, die Frucht der erwähnten Schlingpflanze gebracht hätte. Obwohl mein Freund keineswegs von der Hilfsmöglichkeit dieser Pflanze überzeugt war, bereitete er sich regelmässig den empfohlenen Absud zu, und schon kurze Zeit nach gewissenhafter Einnahme war der Zucker weg. Noch heute nimmt mein Freund das Mittel regelmässig ein, weil er vorbeugen will, dass er nicht wieder rückfällig wird. Ich habe das bittere Tränklein auch versucht, aber es hat mir nicht gemundet. Nun, ich habe es ja auch nicht nötig, mich daran zu gewöhnen, bin ich doch diesbezüglich nicht krank.

Der Absud einer Yuccaart findet bei Arthritis so vorteilhafte Verwendung, dass die Schmerzen nach kurzer Zeit verschwinden. — Auch gegen Geschwulstbildungen gibt es sowohl in den Bergen als auch im Urwald günstige Pflanzen, die zuverlässig wirken sollen. Im Urwald nimmt man solche Pflanzen nicht nur innerlich ein, sondern wendet sie auch äusserlich an, indem man sie gekaut auf die kranken Stellen legt. Krebs, also Karzinom, ist bei den Inkas selten, während man anderen Geschwulstkrankheiten wie dem Sarkom begegnen kann.

Auch die Indianerin scheint sich in der Kräuterkunde auszukennen, denn wenn sie zeitweise keine Kinder bekommen will, dann beschafft sie sich ein besonderes Kräutlein, das sie kaut, worauf sie unfruchtbar wird. Dies scheint sich nicht nachteilig auszuwirken, denn sobald sie wieder Kinder haben möchte, greift sie zu einer anderen Pflanze, und die Unfruchtbarkeit ist behoben, da sich wieder Kinder einstellen. Dieses Geheimnis

scheinen die Frauen jedoch gut zu hüten, denn meines Wissens hat noch kein Weisser erfahren, um welche Pflanzen es sich dabei handelt.

Schlimm ist es bei den Indianern um die Mittel gegen Malaria der Kleinkinder bestellt. Sie scheinen nichts Wirksameres zu besitzen, denn manches Kind sah ich zitternd auf den Armen der Mutter sterben, ohne dass man ihm hätte helfen können. — Während sich die Indios gegen Schlangenbisse allgemein gut behelfen können, sind sie doch machtlos gegen eine ganz kleine, grüne Schlange, deren Biss so rasch tödlich wirkt, dass es unmöglich ist, ein Mittel früh genug einzusetzen.

Auch gegen Nierensteine haben die Indianer ein gut wirkendes Kräutlein ausgekundschaftet. Auf meiner ersten Reise im Amazonasgebiet begegnete ich am Marañonfluss einem Augustinermönch, der damals schon über 10 Jahre als einziger Weisser mit den Indianern zusammenlebte und daher manches von ihrem Wissen kannte. Er machte mich mit dem Kräutlein bekannt, als ich im Dezember 1958 mit zwei Indianern den Marañon hinunterfuhr. Natürlich interessierte mich die Pflanze, und ich photographierte sie. Ich sorgte dann nachträglich für deren Anbau in Tarapoto, und bei meinem letzten Besuch in Peru hatte ich das Glück, mir die Mitarbeit zweier Universitätsprofessoren zu sichern. Diese werden fachmännisch mithelfen, die vorgenommenen Versuche mit Inkakräutern nachzuprüfen, was notwendig ist, bevor man sie als fertige Medikamente verbreiten kann. Durch gewissenhafte Prüfung muss auch die richtige Form ermittelt werden, denn je nach den Umständen wird sich die Tinktur der Pflanze als günstig erweisen, vielleicht aber auch die Milchzuckerreibung in Form von Tabletten und Dragées. Auch die Dosierung ist eine Frage, die erprobt werden muss, denn sehr wahrscheinlich brauchen wir nicht die gleiche Menge wie der Indianer. In der Regel verwertet dieser die Pflanzen frisch, indem er sie kaut. Das ist natürlich für uns keine Verwendungsmöglichkeit, weshalb wir vorerst

feststellen müssen, auf welche Weise wir die Wirkstoffe am besten in eine haltbare Form bringen können. Das Lösen dieses Problems bedeutet eine grosse, wenn auch dankbare Arbeit. Statt, wie zuvor erwähnt, nur einen fähigen Mann aufzutreiben zu können, liess sich nachträglich ganz unerwartet ein ganzes Team tüchtiger Männer finden, um sich dieser Aufgabe in Zukunft mit vollem Interesse zu widmen. Die auf diese Weise gegründete Gesellschaft besteht aus einem biologisch eingestellten Chemiker, einem auf Ganzheitsmedizin geschulten Arzt, der in Lima eine eigene Klinik nach Bircherart betreibt, ferner einem Universitätsprofessor, der als Botaniker und Geologe die Pflanzen, das Land und auch die Leute kennt. Des weitern wirkt ein pharmazeutisch geschulter Peruaner mit, ebenso ein Jurist, der die gesetzlichen Voraussetzungen

ebnet. Ausgehend von meinen Anregungen, Vorschlägen und Erfahrungen wird sich die Gesellschaft unter dem Namen Bioforce Südamerika mit Sitz in Lima der Aufgabe widmen, das Wertvollste der Inkamedizin zu testen und zu prüfen, um sie in eine moderne Form zu kleiden, damit sie den Kranken in Amerika, Europa und womöglich auch in anderen Kontinenten zugänglich gemacht werden kann. Je nach den Umständen hoffen wir, dass mit Fleiss, mit gutem Einsatz und ernstem Forschergeist der erwartete Erfolg nicht ausbleiben wird, wenn man vorderhand auch noch mit manch unerwarteten Überraschungen wird rechnen müssen. Immerhin denken wir mit vereinten Kräften nicht nutzlos zu wirken, sondern den erwähnten zweiten Inkaschatz zum Segen mancher heben zu können.

Die Kartoffel als Heilmittel

Als ich durch das Bergland von Peru wanderte und die vielen Äcker der Indios, die mit verschiedenen Sorten von Kartoffeln bepflanzt waren, betrachtete, kamen mir unwillkürlich jene tatkräftigen, mutigen Seefahrer in den Sinn, die schon zu einer Zeit die Ozeane überquerten, als nur die Kraft des Windes für Seereisen in Frage kam. Einige dieser Seeleute, vor allem Frank Drake, brachten aus Peru, der Heimat der Kartoffel, die ersten Knollen dieser Pflanze nach Europa. Das war im 16. Jahrhundert, und kaum war damals schon bekannt, dass diese Kartoffel ebenfalls hätten helfen können, den gefürchteten Skorbut, dem die Seeleute auf den weiten Fahrten ausgesetzt waren, zu verhindern. Zu jener Zeit führte Franz Drake Fässer voll Sauerkraut mit sich, weil er dadurch vorbeugen konnte, dass seine Schiffsbesatzung unter Mangelercheinungen zu leiden hatte.

Nebst Karotin und einigen Vitaminen der B-Gruppe enthält die Kartoffel tatsächlich auch noch eine erhebliche Menge von Vitamin C. Bekanntlich spielt dieses Vitamin bei der Heilung von Skorbut die aus-

schlaggebende Rolle. Die Kartoffel ist auch sehr reich an Kalisalzen und hat gesamthaft gesehen einen erheblichen Überschuss an basischen, also alkalischen Mineralbestandteilen. Sie kann daher helfen, im Körper verschiedene Säuren zu lösen und wegzuschaffen. Schon von diesem Gesichtspunkt aus ist sie als Heilmittel zu bezeichnen.

Früher, als man noch keine chemischen Mittel kannte, war man froh um die Hilfe der Kartoffel. Man verwendete sie nicht nur innerlich, sondern sie diente auch äusserlich als altbewährtes Heilmittel, denn man gebrauchte sie damals erfolgreich zu Breiauflagen. «Der kleine Doktor» weiss einiges hierüber zu erzählen, kennt er doch die inneren und äusseren Wirkungsmöglichkeiten der Kartoffel gut. Zufällig lernte ich schon in den zwanziger Jahren die rohe Kartoffel als ausserordentlich günstiges Heilmittel bei Magengeschwüren kennen. Ein Patient namens Schmid machte mich mit seinen auffallenden Erfahrungen bekannt. Er wohnte in Basel und war dort in jahrelanger Behandlung der Basler Ärzte, weil er an Ma-